DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 47 — Samstag, 27. November — 1926

Das grüne Auge des goldenen Gottes

Skizze von Walter A. Eichhorn-Leipzig.

An einem der wenigen Gräber des christlichen Friedhofes von Karmantou, das besonders schön mit Blumen geschmückt ist, steht eine schwarzgekleidete Dame. Ein dichter Schleier fällt vom Hut über das Gesicht und läßt das weiße Haar matt durchscheinen. Alle Tage ist sie dort, um das Grab zu pflegen. Kein Denkstein, kein Zeichen verrät, wer hier begraben liegt. — —

Howard war der jüngste Leutnant, eine große, kräftige Gestalt. Ein offener, gerader und lustiger Mensch mit glatter Stirn, blondem Haar und grauen Augen. Vor wenigen Monaten hatte er dem Mutterlande den Rücken kehren müssen. Eine kleine, dumme Geldgeschichte — und der gestrenge Vater empfahl ihm Luftveränderung. —

Das Gespräch im Offizierskasino war heute sehr lebhaft und wurde in der Hauptsache von dem jungen Leutnant Howard geführt. War er doch so voll von dem Gesehenen, so voll von den Eindrücken. Zum ersten Mal war er in dem nahen indischen Tempel gewesen und hatte die exotische Pracht und Herrlichkeit der inneren Ausstattung anstaunen dürfen. „Der überlebensgroße Gott ist aus purem Gold und das große Auge in der Stirn ein grüner Edelstein. Es ist fast nicht zu glauben", sagte er. — „Ja", antwortete der Oberleutnant Montague. Eine dürre, hagere Gestalt, tiefbraun gebrannt, war er den Eingeborenen sehr ähnlich. „Hier ist für die Missionare noch ein dankbares Feld, diese Heiden zu bekehren. Sie würden nicht nur ein Gott, sondern auch unserem Mutterlande wohlgefälliges Werk tun. Der Gott gibt eingeschmolzen eine gute Anzahl Goldstücke, und der große Edelstein würde ein Schmuckstück des Kronschatzes sein. Die Königin könnte ihn voll Stolz neben dem Kohi-noor tragen. Ich aber möchte nicht der erste sein, der sich an diesem Heiligtum vergreift. Die Indier lieben ihre Religion und verteidigen sie mit Gift und Dolch." — „Auch Schlangen richten sie dazu ab", fiel der Major Setten ins Wort. „Ein Freund von mir starb am Biß der Cobra." — „Lassen Sie uns die Geschichte hören", bat Leutnant Howard lebhaft.

Mit leiser Stimme erzählte der Major: „Vor vielen Jahren bei dem Aufstand unter Nena Sahib mußte mein Freund aus militärischen Gründen bei Delhi einen Tempel zerstören. Seitdem hatte ich Gelegenheit, meinen Freund zweimal vor den Rächern des Tempels zu schützen. Beim ersten Mal erhielt ich eine Wunde, beim zweiten war meine Kugel schneller als der Arm des Täters. Mein Freund bat um Versetzung und wurde nach Simla geschickt. Ein halbes Jahr später erhielt ich die Todesanzeige. Am Schlangenbiß ist er gestorben. Weiter hörte ich noch, daß einem zugereisten indischen Gaukler eine Schlange entschlüpft sei, die er zum Tanzen abgerichtet dort vorführte. Ich weiß, er war der Rächer des Tempels."

„Mir ist ganz übel von euren Geschichten", schnarrte Hauptmann Mac Gill. „Wir wollten doch eigentlich das Festprogramm für die Geburtstagsfeier der Miß Maud, der Tochter unseres Oberst, entwerfen. Einundzwanzig wird sie, also majorenn. Nun hat der Alte ihr nichts mehr zu sagen, und sie kann heiraten, wann und wen sie will. Mir hat sie die Blumen von ihrer Brust geschenkt. Mich wird sie heiraten." — „Ihre Aussichten sind trotzdem nicht groß", rief Oberleutnant Montague ihm zu. „Ich habe gesehen, wie Leutnant Hayden ein Spitzentaschentuch, gestickt mit einem großen M., heimlich küßte und an sein Herz drückte." — „Das hat Miß Maud mir geschenkt", sagte schnell Leutnant Hayden und wurde dunkelrot im Gesicht. — Leutnant Howard hörte lächelnd zu und sah nach dem Swastika, dem glückverheißenden, unheilwehrenden Amulett, das er an einer dünnen, goldenen Kette um das linke Handgelenk trug. Miß Maud hatte es ihm bei einem Spazierritt gegeben. Ihr Pferd scheute vor einem großen Vogel, und er konnte es schnell zügeln und so mit Unheil verhüten. „Sie Held", hatte sie damals gesagt, „Sie haben sich den ersten Orden in Indien verdient." Dann löste sie das Amulett von ihrer Uhrkette und heftete es mit liebevollem Blick an seine Brust. — .

Nach einstündiger lebhafter Unterredung war das Festprogramm für die Geburtstagsfeier fertig. — —

Schlank, blond, mit blauen Augen und ovalem Gesicht stand Miß Maud inmitten des Saales und nahm die Glückwünsche des Offizierskorps entgegen. Leutnant Howard hatte die Ehre, sie zu Tisch zu führen. Er sprach sehr lebhaft über seine Besichtigung des indischen Tempels. „Das Auge ein Edelstein, leuchtend in allen Farben, irisierend, faszinierend wie der Blick eines Lebenden. Ein herrlicher Stein!" schwärmte er.

Nach Tisch wurde Miß Maud von den Offizieren umringt und um Tänze gebeten. Leutnant Howard hatte wenig Glück, nur einige Tänze waren noch auf der Tanzkarte frei. Während sie tanzten, sprach er von seiner Liebe zu ihr. Sie aber lachte ihn aus: „Ich bin fast die einzige Unverheiratete hier, und deshalb glauben alle Herren mich zu lieben. Sie haben schon eine große Auszeichnung von mir erhalten, sozusagen die Sporen verdient. Aber es fehlen noch Roß und Schwert. Dann erst ist der Ritter vollständig."

„Was kann ich tun, um beides auf einmal zu verdienen?" fragte er herausfordernd.

„Holen Sie mir das grüne Auge des goldenen Gottes!"

Mit einem rauschenden Finale schloß die Tanzweise, und sofort begann ein neuer Tanz. Miß Maud wurde schnell vom Arm des jungen Leutnants weggeholt.

Hoch gingen die Wellen des Festes; Gläser klirrten. Toaste wurden ausgebracht. Alles war Lachen und Scherzen. Mitternacht war längst vorüber.

Wieder war ein Tanz zu Ende, ermüdet setzte sich Maud auf einen Stuhl. In der kurzen Verlassenheit vermißte sie plötzlich Leutnant Howard. Von ihrem Sitze aus konnte sie den Saal übersehen. Wo war er? Wann hatte sie ihn zuletzt gesehen? Es mußte vor Stunden gewesen sein. Eine Unruhe befiel sie. Hauptmann Mac Gill, der ihr suchendes Auge sah, eilte herbei. „Miß Maud, Sie haben mich befohlen?" Sie stand auf, und in ihrer Erregung faßte sie ihn am Arm. Seine Augen leuchteten und er begann in freudiger Erwartung ihre Hände zu streicheln. „Wo ist Leutnant Howard? Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?" fragte sie eilig.

Das Gesicht des Hauptmanns wurde lang: „Junge Leute gehen zeitig zu Bett, denn sie ermüden schnell!"

Musik erklang wieder, und mit einer schnellen Verbeugung entfernte er sich, seine Dame zum Tanz zu holen. Leutnant Hayden trat auf sie zu, um mit ihr zu tanzen. „Ich bitte, geben Sie mich frei", bat Maud und eilte dem Ausgang des Saales zu. Leutnant Hayden wollte ihr folgen, sie wies ihn jedoch zurück. Er schaute ihr nach und ging dann kopfschüttelnd zum Spieltisch der alten Herren. — —

Schwüle indische Luft umfing sie, als sie in den Hof der Baracken trat. Der Mond hing als eine Sichel am Himmel, verblaßt vor der aufsteigenden Dämmerung, die den kommenden Tag verkündete. Stille herrschte rings um sie, beklemmende Stille. — Dort drüben waren die Wohnungen der Offiziere. Sie wußte, wo Leutnant Howard seine Räume hatte. War er wirklich schon zu Leutchen gegangen, ohne sich von ihr zu verabschieden? Ein plötzlicher kalter Schauer ließ sie erzittern. „Er wird doch nicht mein scherzhaftes Verlangen in die Tat umgesetzt haben?"

Mit schnellen Schritten eilte sie vorwärts. Erschreckt blieb sie plötzlich stehen. Eine Gestalt trat auf die Veranda, die, als sie Maud erblickte, sich duckte und wie eine Katze an den Pfosten der Verando hochkletterte und sich über das Dach schwang. Geräuschlos wie ein Spuk. Entsetzt eilte sie die Stufen der Veranda hoch. Die Tür nach den inneren Räumen stand offen und bei dem fahlen Licht des kommenden Tages sah sie Howard am Boden liegen, einen Dolch in der Brust. Mit einem Aufschrei stürzte sie sich über ihn. „Digby, Darling, Digby, hörst du mich, deine Maud?" — Er öffnete die Augen, erkannte Maud, richtete sich auf und sprach leise: „Sie haben es mir wieder genommen, das grüne Auge des goldenen Gottes." — — —

Am nächsten Morgen hatte der goldene Gott sein Auge wieder. Ein Priester fand an den hervorstehenden Zähnen des Gottes hängend eine goldene Kette, das Swastika. Das glückverheißende, unheilwehrende Amulett trug bei der Gefahr der goldene Gott . . .

An einem der wenigen Gräber des christlichen Friedhofes von Karmantou, das besonders schön mit Blumen geschmückt ist, steht eine schwarzgekleidete Dame. Ein dichter Schleier fällt vom Hut über das Gesicht und läßt das weiße Haar matt durchscheinen. Alle Tage ist sie dort, um das Grab zu pflegen. Kein Denkstein, kein Zeichen verrät, wer hier begraben liegt.

—⊙—

Friedrich Wilhelm I. und der Kunsthändler

Anekdote, mitgeteilt von Ernst Jucundus.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen malte in seinen Mußestunden gern in Oel. Er hatte seine Freude an den Gemälden, die er schuf, und wenn ihm ein Bild besonders gut geraten schien, so ließ er den Kunsthändler X., dessen Laden er öfter besuchte, zu sich kommen, zeigte ihm das vollendete Gemälde und fragte, was es wohl wert sei.

Einmal geschah dies wieder. Der Kunsthändler rühmte die Arbeit sehr und versicherte, das Bild sei unter Brüdern 200 Taler wert. — Der König lächelte und sagte: „Dafür soll Er's haben!" und schickte ihm das Gemälde nebst Rechnung zu.

Der Kunsthändler bezahlte ohne Widerrede, ließ das Bild prächtig einrahmen, befestigte ein großes Blatt Papier an den Rahmen u. schrieb darauf: „Von seiner Majestät dem König eigenhändig gemalt!" — Dann hängte er das Bild in das Schaufenster seines Ladens.

Kein Wunder, daß sich die Schar der Beschauer vor dem Geschäfte des Kunsthändlers von Minute zu Minute vergrößerte und bald halb Berlin das Bild besah.

Als dem König die Sache gemeldet wurde, ward er zornig und ließ dem Kunsthändler befehlen, das Papier sogleich von dem Rahmen zu entfernen und das Gemälde hereinzunehmen. Der Kunsthändler aber erwiderte allerunterthänigst, er sei nicht der Besitzer einer Privatgalerie, sondern wie stadtbekannt, Kunsthändler, also ein Mann, der kaufe, um zu verkaufen, und verpflichtet sei, die Namen der Meister zu nennen, deren Werke er ausbiete.

Der König schickte dem Kunsthändler die 200 Taler zu und verlangte das Bild zurück.

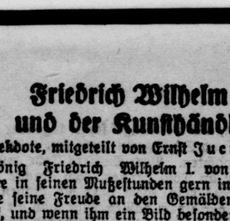
Der Mann erwiderte, er sei Kaufmann und müsse vom Gewinn leben; er könne das Bild unmöglich für den Preis lassen, für den er es eingekauft habe. Er habe gesagt, das Bild sei unter Brüdern 200 Taler wert, im Kunsthandel aber habe es einen weit höheren Wert; unter 300 Taler könne er das Werk nicht verkaufen.

Der König erwiderte kein Wort mehr, schickte die 300 Taler und ließ das Bild abholen.

Er soll seit diesem Vorfall niemand mehr Einblick in das Schaffen seiner Mußestunden gewährt haben.

Rätselecke

Kreuzworträtsel:



a) Wagerecht: 1) Schweiz. Bundesgroße, 6) Baum, 7) Komponist, 8) Stadt in Lippe, 10) Fluß in Oesterreich, 12) Bibl. König, 13) Ton, 14) Thermometer, 17) Göttin, 20) Ital. Stadt, 22) Bekräftigung, 24) Wertpapier, 25) span. Fluß, 26) Tanzschritt. b) Senkrecht: 1) Saal, 2) Mädchenname, 3) Papiermaß, 4) Widerwille, 5) Universität, 6) Stadt in Holland, 9) Straße in Westfalen, 11) Flußgebiet, 15) weibl. Person, 16) Vogel, 18) Altdeutscher Vorname, 19) Deutscher Fluß, 21) Schwed. Stadt, 23) Schluß.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Auflösung des Bilderrätsels:

Du heftigst und wildest Wort,
Das ich beim Kobold noch je hörte!
Wer stiftet mir in meinem Himmel Unfrieden,
Der zuletzt beide Teile stört?
Ich schelte dir mit trockenen Worten,
Du fängst meine Gluth mit Eis,
Und bleibt Ich mit Dir im Streit,
So bin Ich Dir feindlich Dein.

Kreuzworträtsel:

Wagerecht: 1) Kassandra 2) Tasos 3) Ida 4) Ad 11) Ob 12) Sau 14) Opa 15) Rubin 16) Rom 18) Oka 21) Ape 22) Ni 23) Ro 24) Ems 26) Almen 27) Agamemnon.

Senkrecht: 1) Kassiopeja 2) Si 3) Sao 4) Asse 5) Not 6) Abdasseln 9) Taube 11) Opelln 13) mit 17) wegen 19) Lausanne 20) Sau 22) Ob 23) Ro 25) mit 26) wegen 27) Lausanne, rates 2) Imme 24) Ein 25) Sam 26) Ag.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Der Weg durch den Buchenwald

Skizze von Fritz M. Zimmermann.

„Na, dann ist es eben aus . . .!"

Der einsame Wanderer hatte es ganz laut gesagt und erschrak selbst ein wenig vor seiner Stimme. Wie frivol das doch klang — ganz ohne Herzenswärme. Als ob man im Spiel ein paar Mark verloren hatte und darüber mit einem Achselzucken hinwegging. Und schließlich war die ganze Geschichte auch nicht mehr wert. Marga saß um diese Stunde schon im sausenden D-Zug, um nach Dresden zu fahren. Dort würde sie dann jener geistreiche Mensch empfangen, mit dem sie, auf ein Inserat hin seit nahezu zwei Monaten korrespondierte — und . . .

Ein Eichhörnchen raschelte durch welkendes Buchenlaub, fegte über den graufilbrigen, seitwärts bemoosten Stamm herab, erblickte den Menschen, starrte ihn flüchtig an und schnellte mit groteskem Sprung davon. Auf das herbstlich spröde Laubdach des Waldes trommelte ein Regenschauer hernieder, das Gestämme der Buchen versank im eintönigen Grau der vorüberziehenden Wolken — dann blitzte die milde Sonne des Septembertages wieder auf das feuchtglitzernde Hügelland hernieder, das farbenfroh zum Waldrand herüber grüßte.

Hanns Dalm steckte Marga Linters Brief in die Rocktasche. Das seegrüne, starke Papier, leicht parfümiert, knisterte beleidigt ob der gleichgültigen Behandlung, die ihm und den schwungvollen Sätzen, in steiler Schrift mit hellvioletter Tinte niedergeschrieben, zuteil ward. Ja, diese Marga legte Wert darauf, als großzügiger Mensch zu gelten und hatte gründlich gebrochen mit allem Hergebrachten. So gründlich, daß sie sich nur ungern ihrer kleinbürgerlichen, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Eltern entsann. Frei muß man sein als moderner Mensch, unabhängig, eine Angelegenheit für sich. Verstehen und verstanden werden — mit Vorbehalt, versteht sich. Denn ihre Eltern verstand Marga zum Beispiel nicht mehr. Nun ja, die Leutchen waren so rückständig. Und auch das verstand sie nicht, daß Hanns Dalm seinen Bruder Geld schickte, dem jüngeren Bruder der studierte — und daß er selbst dafür auf die Ferienreise verzichtet hatte. Nein, sie war nicht fürs Verzichten. Weshalb sie denn auch nach Dresden gefahren war.

Der Weg bog waldeinwärts. Zwischen den Buchenstämmen funkelte es grüngolden auf, u. in einer kleinen Lichtung flimmerte das Sonnenlicht im regenfeuchten Gras. Goldgelb wiegte sich eine junge Birkengruppe im kecken Wind. Hanns Dalm gedachte einer Unterhaltung mit Marga. Sie ging aus von einem Zeitungsartikel, der von der „herdlosen Hausfrau" erzählte. Zukunftsmusik für sie — ein weiterer Schritt zur Entsklavung der geplagten Hausfrau. Das Essen wurde fabrikmäßig hergestellt, in großen Thermophoren in die Haushaltungen befördert. „Nun können wir bald heiraten, Hanns", hatte sie gesagt. Und vom modernen, idealen Haushalt geschwärmt. Morgens gleich ins Luftbad, im Winter auf den Eisteich — —! Nur nicht immer merken müssen, daß man verheiratet ist . . . .

Richtig, im Luftbad lernte er sie ja kennen. Sie war unstreitig ein schönes Menschenkind. Gewachsen wie eine Tanne — und wenn sie die vollendeten Glieder im rhythmischen Spiel bewegte, standen viele herum und staunten sie an. Auch er — natürlich auch er. Ein Zufall machte sie miteinander bekannt. Ihre Ansichten gingen allerdings oft getrennte Wege. Doch wenn er sich auch wehrte — es war alles so verlockend und schließlich schämte er sich seiner Rückständigkeit. Sie wurden Freunde; mehr noch: sie glaubten einander zu lieben. So vergaß Hanns Dalm, daß da hinter den Hügelwellen ein junges Mädchen seiner wartete, die Hildegard Wehrener, eines Bauern Tochter, mit der er noch im Frühjahr durch diesen Wald gegangen Arm in Arm und von Dingen redend, die sich um der Liebe uraltes, ewigjunges Thema ranken. Er hatte ihre Bekanntschaft an einem Wandertag gemacht, als all das Blühen in der Natur die Brücken des Verstehens zwischen den jungen Herzen schneller baute. Erst jetzt kam es ihm voll zum Bewußtsein, daß er den Weg zu ihr zurück suchte, den Weg, der auch damals durch diesen Buchenwald geführt, der nun herbstlich getönt um ihn rauschte . . .

Jetzt trat er aus dem Walde ins Feld hinaus. Eine Hecke begann unweit, der ein Stechpalmengebüsch vorgelagert war. Versteckt im gelbbraunen Laub alter Kastanienbäume lag das Gehöft, das man zum Teil als Sommer-Restauration eingerichtet hatte. Nun deckte buntes, welkes Laub die rohgezimmerten Tische, von denen ein kleiner Teil gedeckt war. Ein junges Ehepaar saß an dem einen, zwei Jäger an dem anderen Tisch. Dalm nahm in der Laube Platz, die wilder Wein umspann, dessen Laubwerk glutrot in der matten Sonne aufleuchtete. Die Boote schaukelten sich leicht am Anlegesteg, welches Laub schwamm auf dem weiten Wasser dahin, das jenseits steil ansteigenden Fichtenwald abgrenzte.

Hildegard kam und fragte nach seinen Wünschen. Erkannte ihn, wurde glutrot wie das Laub des wilden Weines, sah über seine dargebotene Hand hinweg, wandte sich und ging rasch davon. Dann kam nach einer Weile die Magd, brachte den Kaffee, dunkles und helles Brot, ein bäurisches Weißgebäck, kernige Butter und Geschirr. Er zahlte, ließ alles unberührt, ging nach gedankenvollen Minuten fort, stahl sich am Teich vorbei, überschritt den schmalen Steg und stieg in den Wald hinauf. Ganz schlecht kam er sich vor. Was mußte sie von ihm denken? Ob sie am Ende doch auch von Marga etwas wußte? Dann — — nein, so modern war sie wohl nicht, die Hildegard, daß sie jene Liebesstunde im blühenden Mai abtat wie er vorhin diese Episode mit dem modernen Mädchen.

Er setzte sich an einer trockenen Stelle ins Moos, sah zwischen zwei Fichtenstämmen hinüber in den Garten. Nun ging das Ehepaar jetzt die beiden Jägersleute. Der Hund fuhr ins Hühnervolk, das gackernd auseinanderstob. Ein schriller Pfiff rief ihn zurück. Die Magd räumte das Geschirr von den Tischen, tauchte in den Laubengang hinein, kam mit einem Ausruf des Erstaunens wieder hervor und ging ins Haus. Dann trat Hildegard heraus, stand eine Weile still unterm Türbogen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und das ein wenig krause rotbraune Haar, das in schweren Flechten sich um den schmalen, feingebildeten Kopf wand. Schlank und rank stand sie da, groß wie Marga Linters, voller nur, dabei mädchenhafter und von gesunder Frische umweht. Sie schien in einen Gedanken versponnen — wieder fuhr die Hand über das Haar dahin, sank herab. Es war ihm, als straffe sich ihre Gestalt. Mit raschen Schritten ging sie ans Ufer, löste ein Boot, nahm die Ruder und trieb es mit ruhigen, tiefziehenden Schlägen quer über den kleinen See. Dann zog sie die Riemen ein, legte die Hände trichterförmig um den Mund und rief seinen Namen in den Wald hinauf. In Freude und Staunen vergaß er zuerst, Antwort zu geben. Sprang auf, wischte sich über die Augen: nein, er träumte nicht — da unten saß Hilde im Boot und rief nach ihm. Mit ein paar frohbeschwingten Sprüngen kam er zum Ufer herunter, schwang sich in den Kahn, nahm die Ruder und trieb ihn zurück. Kein Wort sagte sie, und als er ihr aus dem Fahrzeug half, sah sie an ihm vorbei.

„Ich hole frischen Kaffee. Der andere ist kalt geworden."

Und dann ging sie ins Haus. In der Laube wartete er auf sie. Der Tisch war noch gedeckt. Nun kam die Magd und holte die erkaltete Kanne. Endlich hörte er ihren Schritt, jetzt war sie bei ihm, stellte den Kaffee hin, goß ihm ein.

„Soll ich Ihnen — soll ich Dir ein Butterbrot fertig machen?" fragte sie und begann auch schon damit, ihre Verlegenheit zu verbergen. Kein Wort über sein langes Fernbleiben, keine Frage.

„Es war so schön bei uns hier draußen im Sommer . . . .!" sagte sie dann. „Wir hatten viele Gäste aus der Stadt, auch ein paar Fremde waren hier." Sie legte ihm das Brot auf den Teller, schien mit einem Erstaunen zu ringen. Sprang auf, lehnte sich an den Eingangspfosten. „Es ist mir schwer — aber ich hab's gewußt, wie es Dir ergehen würde mit Fräulein Linters."

Ueberrascht sah er sie an.

„Ja, einmal im Juni, da wollte ich Dich aufsuchen in der Stadt. Da kamst Du mit ihr aus Deiner Wohnung. Ich wollte gerade von der Straßenbahn absteigen . . "

„Woher kennst Du Fräulein Linters denn?"

„Sie hat doch im vorigen Sommer hier gewohnt. Jeden Samstag besuchte sie ein junger vornehmer Herr, ein Doktor, glaub' ich, war's. Er blieb über den Sonntag, ja, und dann war es dem Vater eben nicht recht, und da zog sie fort, und der Doktor hat alles bezahlt. Im August, vor ein paar Wochen waren sie noch einmal da."

„In diesem Jahr?"

„Ja, Hanns. Es ist wohl schlecht von mir, daß ich's erzähle. Zuerst wollte ich Dir schreiben, doch konnt' ich es nicht übers Herz bringen. Ich muß jetzt ins Haus, Hanns. Komm bald einmal wieder. Es wird jetzt recht still und einsam hier."

Sie streckte ihm die Hand hin. Er nahm sie, drückte sie fest. Zog den Brief aus der Tasche. Doch sie wehrte ab: „Ich will nichts sehen und nichts lesen. Versteh' wohl auch nichts davon. Sie ist ja so modern — eine elegante Dame. Und ich ein simples Bauernmädel. Sie paßt trotzdem wohl nicht zu Dir — und ich auch nicht. Aber deshalb mußt Du nicht gleich wieder fortbleiben!" fügte sie mit einem Schelmenlächeln hinzu, löste ihre Hand aus der seinen und ging rasch zum Haus.

„Morgen komm' ich schon her!" rief er ihr nach. Und „Grüß den Buchenwald!" kam es wie ein verheißungsvolles Echo zurück . . . .

Minuten später schritt er über den weichen Weg, der durch die hochstämmige Buchenwaldung dahinführte. Zerriß Margas Brief, und der Wind fegte die Fetzen mit sich fort. Um diese Stunde bereitete Hildegard mit Mutter und Magd das Essen für die Menschen und fur das Vieh das Futter, das man leider noch nicht in Thermophoren beziehen kann. Sonst hätte sie heute schon Zeit gehabt, recht glücklich zu sein. Aber vielleicht weiß sie, daß ihr junges Glück sehr lange halten und dauerhafter sein wird als der kurze Sommerrausch der Marga Linters, die nur um ihrer selbst willen glücklich sein wollte. Und weiß auch wohl, daß einer, der den Weg durch den Buchenwald zurückgefunden, hinter dem die große Stadt liegt, mit ihr glücklich sein wird durch alle Jahreszeiten der Liebe.

Carpe diem

Laß dich erinnern nicht vergebens,
Du Leid, ob Freude dich umspinnt,
Daß aus dem Becher deines Lebens
Mit jedem Tag ein Tropfen rinnt.

Ist es auch täglich nur ein Tropfen,
Ein jeder will im Scheidelicht
Noch einmal an dein Fenster klopfen —
Sei klug, und überhör' es nicht!

Rudolf Liebisch.

Die Freunde

Skizze von A. Hottner-Grefe.

Seit Jahren wohnten sie Tür an Tür. Er ein hübscher, blonder Bursch, hochaufgeschossen, mit blauen Augen. Sie, ein verwachsenes, kränkliches Kind. Er, Georg Reich, war der Liebling der ganzen Vorstadtgasse, trotz seiner Unarten und seines Leichtsinnes. Sie, die kleine Clara, wurde verspottet von den Kindern und von den Aelteren nicht gerne gesehen. Sie kümmerte sich wenig um die Leute. Nur an Georg Reich hing sie mit einer sonderbaren Neigung, welche aber von ihm gar nicht beachtet wurde, bis ein Schneeball der ganzen Sache eine Wendung gab.

Es war im tiefen Winter und bitterkalt. Ein wilder Kampf tobte zwischen den Schulbuben Schneebälle flogen hin und her, Jauchzen und wildes Geschrei klang auf. Keiner achtete auf das kleine buckelige Mädel, das im spärlichen Sonnenschein hin und her trippelte. Liebevoll wiegte sie eine alte Puppe im Arm. Da, ein jäher Aufschrei, das Puppenkind wurde von einem Schneeball an den Kopf getroffen. Der kollerte zu Boden. Wortlos starrte die Besitzerin darauf nieder. Georg Reich hatte sich näher geschlichen und stand nun vor ihr, ein bißchen schuldbewußt, denn er hatte den Ball geworfen. Das Mädel hob den Puppenkopf auf bemühte sich, ihn wieder an seinen Platz zu bringen, ließ aber dann die zitternden Hände mutlos sinken. Um den schmalen Kindermund lag plötzlich ein herber Zug.

„Hast recht. Laß gehn!“ sagte Georg unsicher. „Ganz wird das nimmer!“

Erschreckt schaute sie auf. Schwere Tränen stehen in ihren Augen. Ein Schluchzen würgt sie. Die Puppe war eben der einzige Schatz den die Kleine je besessen, und da sie frühreif ist und scharf denkend, weiß sie ganz genau, daß sie nie mehr eine haben wird. Die Mutter ist tot. Und der Vater? Der braucht sein übriges für sich selbst. Alles das fährt ihr blitzschnell durch den Kopf.

„Du Lümmel,“ sagte sie dann.

„Na na,“ meint er begütigend. Aber sie achtet nicht darauf. Zorn und Kränkung sind zu mächtig. Blitzschnell streicht sie an ihm vorüber und wirft ihm Kopf und Körper der Puppe vor die Füße.

Georg Reich hebt alles schön auf und verschwindet hinter dem nächsten Schneehaufen. Dort haben sich die Buben eine Art von Höhle gegraben, eine ganz niedliche Behausung, nur ein wenig kühl. Nach einer Weile läuft er weg und kommt wieder mit einem Töpfchen flüssigen Leimes, einem Pinsel und dergleichen. Eine harte Arbeit beginnt. Aber allmählich glückt es. Der Kopf sitzt wieder schön am Körper und man merkt das Unheil kaum mehr.

Plötzlich guckt Claras Gesicht in die Höhle.

„Ja,“ sagt sie bös, „heut pickst' es wieder zusammen und morgen haust' es wieder herunter.“

„Nein, nimmer,“ brummt er.

Mißtrauisch schaut sie ihn an. Aber dann nimmt sie das Puppenkind in den Arm und setzt sich zu ihm. Sie können beide noch nicht in die Wohnungen. Der Vater des Mädchens hat den Schlüssel in Gedanken mitgenommen und Georgs Mutter ist Wäsche liefern gegangen. Allmählich hört das Gespräch auf. Der Bub schlägt seinen dicken Rock um des blassen Kindes Schultern und sie huschelt sich fest an ihn.

Eng aneinandergekauert sitzen sie da. Zwei Stunden später findet sie der Wachtmann und bringt sie heim. Sie sind beide ganz erstarrt und da der Kassenarzt just im Hause zu tun hat, holt man ihn herein.

„Na, es war die höchste Zeit,“ sagte er zu Claras Vater. „Die Kinder hätten auch leicht erfrieren können, das Mädel ist ohnehin elendig dran.“

Der Mann nickt. „Um den Buben wär's schon schad'. Aber die Clara? Dann wenigstens wär' einmal ein End' gewesen.“

„Und was ist mit dem Buben?“ fährt der Arzt Georgs Mutter an. „Der hat wohl heut' noch nichts Warmes im Leib, was?“

„O mein Gott,“ zetert das Weib, „hab' ich Dir nicht Geld gegeben auf ein Würstel? Wo hast es?“

Einen Augenblick hebt der Bub den Kopf. Sein Blick strahlt auf, als er die Puppe sieht welche Clara noch immer im Arm hält. „Alles wieder angeleimt,“ sagt er schwach. „Kleister gekauft, Pinsel — alles.“

Die Kleine schluchzt laut auf. Und plötzlich wirft sie sich mit leidenschaftlicher Bewegung über ihn.

„Bist doch gut!“ sagt sie. „Gelt? Und Du hast mich ein bissel gern?“

Verschlafen nickt der Bub. Aber das kleine Mädel lächelt glückselig auf ihre Puppe nieder. — — — — —

Seit diesem Tage waren die Kinder unzertrennlich. Dem Buben tat das arme verkrüm-

Randleisten

Von Josef Weiß-Bonn.

Sobald das Glück als Selbstverständlichkeit empfunden wird, hört es auf, Glück zu sein; es beglückt nicht mehr.

Die edelste Freude ist diejenige, die man andern macht.

Immer wieder an die Wohltaten erinnern, die man einem erwiesen hat, ist nicht — wohlgetan.

---

pelte Mädel leid. Er folgte ihren Ratschlägen und zog großen Nutzen aus der Bekanntschaft mit dem äußerst aufgeweckten, lerneifrigen Kind, das er als eine Art Privatlehrer betrachtete.

Sie hatte sich dazu selbst erboten.

„Clara, hast wieder lauter Einser?“ fragte er eines Tages als sie mitsammen aus der Schule heimgingen.

Sie nickte flüchtig. „Und Du?“

Er senkte den Kopf. „Drei Vierer.“

Nun war sie empört. „Schäm' Dich,“ sagte sie und ging von ihm weg; kam aber bald wieder, ihre Frühstückssemmel in der Hand. „Da hast! Die hätt' ich heut' bald vergessen.“ — Er bekam nämlich täglich ihr Brot. — „Und Deine Aufgaben, die kannst jetzt immer bei mir machen. Die Gustl und der Otto kommen auch. Dafür krieg ich von ihrer Mutter ein Nachtmahl.“

„Ich hab' aber nichts,“ murrte Georg.

„Von Dir möcht' ich auch nichts nehmen.“ —

Georgs nächster Ausweis fiel weit besser aus. Der übernächste war ganz gut. Clara strahlte.

„Aus Dir muß was Ordentliches werden, so was Besseres, Feines. Das setz' ich mir einmal in den Kopf.“

Sie behielt recht. Dank ihrer unermüdlichen Nachhilfe lernte er gut und kam schließlich als Setzerlehrling bei einer großen Zeitung unter. Unermüdlich redete Clara seiner Mutter zu.

„Was haben Sie denn davon, wenn er so ein Hilfsarbeiter wird und Ihnen gleich die paar Groschen heimbringt? Jetzt wird er wenigstens was.“

„Aber bis dahin,“ jammerte das Weib.

„Das hab' ich mir schon überlegt,“ erklärte Clara. „Jetzt bin ich fünfzehn vorüber. Im Stickereigeschäft verdiene ich mir schon, was ich brauch'. Was ich ersparen kann, gebe ich Ihnen, bis der Georg was verdient.“

Die Frau sah der verkrüppelten Gestalt mißtrauisch nach.

„Möcht' wissen,“ brummte sie. „Die bildet sich vielleicht ein, daß der Georg sie einmal nimmt.“

Sie bildete sich aber gar nichts Derartiges ein, die kleine Bucklige. Sie war nur froh, wenn sie Tag für Tag ihre Arbeit hatte. Geduldig zog sie den Faden durch die Leinwand und träumte allerhand Zukunftspläne für ihn. Sie spielte keine Rolle darinnen. Sie achtete auch nie darauf, daß ihr Atem immer kürzer wurde und daß der leise Husten gar nimmer aufhörte. Was lag daran?

„Plag' Dich doch nicht so,“ sagte Georg, „Du schaust alle Tag' schlechter aus.“

Sie sah ihn an mit einem seltsam glänzenden Blick. Etwas strahlte ihm daraus entgegen, was ihn stutzig machte. Er ging rasch hinaus. —

So zogen die Jahre dahin. Georg hatte ausgelernt und er wohnte nicht mehr im Hause. Er kam sehr selten. Eine sonderbare Scheu hielt ihn der Kinderfreundin gegenüber in Bann. Dann lernte er die junge blühende Tochter eines kleinen Geschäftsmannes kennen und verliebte sich in sie. Auch das Mädel war ihm geneigt und ihr Vater hatte nichts dagegen und wollte ihr dereinst das Geschäft übergeben.

Das alles hatte Georg Clara nie erzählt. Was verstand sie denn von so einem frischen Glück? Er war ein lebensfroher Mensch. Sie war ein welkes Blatt, das sich sachte loslöste, um in die Unendlichkeit hinauszuflattern. —

Es war an einem Sonntag abend. Georg hatte am Morgen einen Zettel Claras erhalten. Sie schrieb ihm, es gehe ihr plötzlich sehr schlecht, und sie glaube, daß es nicht mehr lange dauern werde.

Der junge Mensch war stark betroffen. Seit Wochen hatte er sich nicht mehr nach ihr umgesehen. Kaum je an sie gedacht.

Voll der besten Vorsätze stieg er die schmale Stiege hinauf. Er sagte ihr allerhand Gutes, als er in dem schmalen Kämmerchen neben ihrem Bette saß. Fest hielt seine kraftvolle Hand ihre mageren Finger. Aber sie schüttelte zu allem den Kopf.

„Nein, nein,“ sagte sie ganz lustig. „Sorg' Du nur für Dich. Für Dich!“ Sie verstummte und lehnte sich zurück. Auch er schwieg und in die tiefe Stille klangen hell und feierlich die Glocken von der nahen Kirche, welche den Abend einläuteten.

„Georg,“ sagte das Mädchen dann und ihre Augen strahlten durch die Dämmerung. „Georg, einmal muß ich Dir's doch sagen: ich hab' Dich immer sehr lieb gehabt.“

„Ich weiß schon,“ unterbrach er sie sanft.

Aber sie schüttelte den Kopf. „O nein,“ entgegnete sie ganz ruhig. „Das kannst Du gar nicht wissen, weil ich es selbst jetzt erst weiß, wenn ich oft so zurückdenk' an mein Leben. Das ist ganz grau. Nur Du bist das Licht darinnen. Das bisserl Glück. Und dafür muß ich Dir tausendmal danken. Gelt, das hast nicht gewußt?“

Sie sah ihn an, scharf und dennoch ängstlich und furchtsam. Die ganze große Frage ihres Lebens war zusammengedrängt in diesem einen Blick Da übermannte ihn das Mitleid.

„Ich hab' es schon gewußt, Clara, und ich bin sehr froh darüber, denn ich hab' Dich ja auch lieb; grad' so lieb, als wie Du mich hast.“

Ueber das schmale Gesicht flog ein Schimmer reinsten Glückes. Dann legte sie den Kopf fest auf seinen Arm und war ganz still. Müde fielen die Lieder über die glänzenden Augen.

Ganz ruhig war's im Zimmer.

Georgs Gedanken flogen zurück in die Vergangenheit, und dann gaukelten lockende Zukunftsbilder vor seinen Augen. Das goldene Leben lachte und rief nach ihm. So merkte er es kaum, daß ihre schmale Hand kühler und kühler wurde und daß sie, ein glückliches Lächeln um den Mund, sich mit ihrem erborgten und erlogenen Restchen Menschenseligkeit zufrieden hinüberstahl in das unermeßliche Reich des Unendlichen.

—E—

Entscheidung

Skizze von Heinrich Wiegmann.

Oft genug hatte er es bedacht. Zuerst wollte er den elterlichen Hof sehen, auf dem er aufgewachsen war, dann in den „Krug“ gehen, um Näheres zu erfahren und zuletzt . . . Doch dieses Zuletzt versperrte auch heute noch gleich einem Felsblock seine Straße. Es ist lange her, sagte er wieder zu sich selbst. Fünfundzwanzig Jahre reißen manchen Menschen mit. Schwer legten sich die Hände auf seine Knie Aber gleich darauf strich er mit der Rechten energisch durch das dünne, angegraute Haar. Und als habe er die Befürchtungen und Sorgen zurückgedrängt und sei nicht gesonnen, die Feinde abermals vorrücken zu lassen, griff er in das Gepäcknetz über sich und zog den Hut tiefer über den Kopf. Eine Weile blickte er durch das Abteilfenster. In schimmernder Breite deckte der Schnee das Land. So still und einsam war auch mein Leben, fuhr es ihm dann durch den Sinn. Er zwang sich, den Gedanken abzuschütteln, doch er kehrte zurück gleich manchem hungrigen Vogel, der vor dem heranrollenden Zug die Flügel hob, um sogleich wieder die alte Futterstelle aufzusuchen.

Da war ein stattlicher Bauernhof gewesen, auf dem ein frohes, glückliches Leben hätte wachsen können. Aber der Spielteufel gab den Vater nicht frei, bis sie alle unglücklich geworden waren. Unter den wehenden Rauchfahnen einer Zeche, fern ihrer Heimat, bezogen sie eine enge Wohnung, und der Vater wurde ein Bergmann. Die ungewohnte Arbeit machte ihn hart wie ein Ziegelofen den Lehm. „Man muß wollen!“ sagte er nur, als er sich nach der Schulentlassung sträubte, zu einem Bäcker in die Lehre zu gehen. Und elf Jahre später, als Otto heiraten wollte, befahl er ihm: „Dann läßt Du die Toni laufen. Soviel Esser bringt eine Backstube nicht durch. Wenn es Deinem Bruder gut geht, kannst Du auch an Dich denken.“

Wie weh das tat . . . Schließlich erstickte ein Wort seinen Widerspruch. „Willst Du so wenig an andere denken, wie ich es tat?“ Und er sah des Vaters weit aufgerissene Augen vor sich, in denen die Schuld langer Jahre stand und eine unbeugsame Entschlossenheit, den Sohn zu meistern, wenn's nötig war. Da legte er den Kopf auf die Tischplatte und fügte sich. — „Ein Feigling bist Du, kein Mann,“ antwortete die Toni auf seinen Abschiedsbrief. — „Besser ist es, alle helfen einander und haben zu essen, als daß ein einzelner tut, was ihm gefällt und allen die Butter vom Brot nimmt,“ setzte der Vater dagegen So gab es kein Entrinnen. Das Opfer seiner Liebe war der Grund, der die Existenz der Eltern und der Familie des Bruders tragen helfen mußte.

Allmählich nur nahm seine Bürde ab; ein dankbarer Blick, ein gutes Wort, eine offene Hand stärkten und richteten ihn auf. Der Vater blieb bald daheim, und die Mutter lernte das Lachen wieder. Kinderjollen erfüllte das Haus. Dann wurde ein früheres Ladenlokal gemietet, und die Klingel schlief tagsüber wenig. Bruder und Schwägerin taten ihm zuliebe, was sie vermochten. Nach Mutters Tode mußte er häufiger an Toni denken, doch brachte er vor dem Vater kein Wort über die Lippen. Aber als der vor einem halben Jahr auch die Augen schloß, überkam ihn das Verlangen nach eigenem Glück und einem eigenen Herd jählings so mächtig, daß er's dem Bruder nicht verschweigen konnte. Da drang Otto in ihn, seinem Wunsche nachzugeben.

Ein Lächeln glitt über des Mannes Gesicht. Vielleicht — wer konnte es wissen — war Toni noch dort und — ledig . . . Dann sah er sie wohl heute. Und er lebte sich ganz in diese Vorstellung hinein, daß er das Ziel seiner Reise kaum erwarten konnte, und endlich hastiger, als sonst seine Art war, den Zug verließ, um sein Heimatdorf zu betreten.

Mit großen Augen stand er vor dem väterlichen Hof. Vergebens suchte er die ragenden, weitarmigen Eichen, die früher wie treue Wächter das Anwesen umgeben hatten. Neue Baulichkeiten hatten die neuen Menschen aufführen lassen, geräumige Dächer über kalten, roten Steinen, daß eine leichte Traurigkeit ihn darüber erfaßte, und das Wasser in seine Augen trat, als danach das laute Muhen einer Kuh zu ihm herüberdrang und urmächtig Erinnerungen an seine Jugend weckte. — Im „Krug“ fand er den alten Wirt. Ohne von ihm erkannt zu werden, begann der auf seine vorsichtigen, scheinbar nebensächlichen Fragen zu berichten daß Toni an die zwanzig Jahre mit dem Bauer Johann Meinhövel verheiratet gewesen und nun verwitwet sei. „Brav ist sie,“ fuhr er unter lebhaftem Kopfnicken fort. „Fleißig und brav.“ Und er legte den Zeigefinger an die Fensterscheibe und zeigte dem Gast ein kleines Haus, das die Toni bewohnte.

Der Schnee gleißte und glitzerte in der warmen Nachmittagssonne, als der Mann mit pochenden Schläfen vor der Türe hielt. „Hermann?“ fragte dann eine erschreckte Stimme, und eine Frau erhob sich hastig neben dem Herd. Ungläubige Augen starrten ihn an. „Ich wollte Vaters Hof noch einmal sehen,“ sagte er, während das Blut in seinen Schläfen hämmerte. „Im Krug“ hörte ich, daß du hier wohntest. Da dachte ich, wie es wohl wäre, wenn ich dich besuchte.“ — Ihre zitternde Rechte verschwand fast in seiner Hand. „Bist auch nicht bös, daß ich gekommen bin?“ Erst als sie mit verlegenem Lächeln entgegnete, sie freue sich darüber, nahm er auf ihre Bitte beruhigt am Tische Platz. „Ja, ich habe dich gleich erkannt,“ sagte er, nachdem er ihre Fragen nach der Reise beantwortet hatte und ihren flinken Händen zusah, die die Kaffeemühle drehten. „Du gehörst wohl zu denen, die immer jung bleiben.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin bald fünfzig. Von fünf Kindern verlor ich zwei, ehe mein Mann starb. Es gibt schon Falten und harte Linien in meinem Gesicht.“

„Wie kannst du nur so sprechen,“ versetzte er heiter und tadelnd und mußte zugleich sehen, daß ihre Züge gealtert waren. Unwillkürlich blickte er zu dem Spiegel auf, der hinter dem Tische hing und wunderte sich plötzlich darüber, wie alt er selbst in den fünfundzwanzig Jahren geworden war.

„Mit fünfzig Jahren ist das Leben noch nicht aus,“ ermunterte er sich wieder, als sie den Tisch deckte. „Mein Vater ist sechsundsiebzig Jahre alt geworden und hat zuletzt gute Tage gehabt. Schließlich ist man nur so alt, wie man sich fühlt.“

„Es wird ihm schwer gefallen sein, sich an das Leben in der Stadt zu gewöhnen . . .“

„Oh, so schwer war das nicht.“ Und dann das Ziel bedenkend und den Mut zusammenraffend: „Könntest du denn in der Stadt wohnen?“

„Ein alter Baum läßt sich nicht mehr umpflanzen.“

„Wenn ich aber für ordentliche, sorgsame Behandlung und guten Boden sorgte?“

Unwillkürlich fuhren ihre Hände zusammen, Röte überflog das Gesicht, ein tiefer Atemzug hob die Brust. Der Mann stand mit klopfenden Pulsen auf, ihre Hand zu fassen. Doch sie schüttelte nur den Kopf und trat zurück. Schwer fiel das Ticken der Küchenuhr in das Schweigen.

„Es könnte nicht mehr helfen,“ sagte sie dann. „Sei nicht böse. So weh mir's tut, dir das zu sagen. Ich habe hier immer gelebt. Der Hof ist ein Stück von meinem Leben. Ich könnte dir auch wenig nützen. Ich weiß nichts vom Geschäft. Nein, nein . . . Wir sind doch eigentlich zu alt geworden, um von vorne anzufangen.“

„Du sprichst anders, als du vor fünfundzwanzig Jahren schriebst. Da nanntest du mich einen Feigling, weil ich anderen zuliebe auf mein Glück verzichtete.“

„Ich dachte damals nur an dich. Jetzt würde ich das nicht mehr schreiben.“

Er strich gedankenvoll durch sein ergrautes Haar. Sie sah ihn lange an. „Ist es nicht mehr, andern zuliebe zu verzichten, als selber glücklich zu sein?“

„Es ist so schwer,“ gestand er da.

Wohl fühlte sie, um wieviel leichter ihr Los als seines war. Aber sie spürte auch, daß er uneingestanden schon den ersten Schritt auf dem Wege endgültigen Verzichtens tat, und das trieb sie an, ihm weiter zu helfen. „Gewiß . . Ich habe es leichter. Die Kinder sind mein eigen Blut. Doch hast du den Bruder nicht auch gern und seine Kinder? Freut es dich nicht, ihr Glück mit gebaut zu haben, und ist selbstlose Freude nicht wahres Glück?“

Da kam ihm zum ersten Male die dumpfe Erkenntnis, daß sie die Wahrheit sage. Er sprach nicht mehr von dem, was ihn hierher geführt hatte. Bald schieden sie im besten Einvernehmen. Er kehrte mit dem Wunsche heim, den Platz auszufüllen, auf den er gestellt war. —

Aphorismen

Von Gerta Stabs-Görlitz.

Nur der ist alt, dem es nicht mehr lohnt, an sich zu arbeiten.

•

Eine gute Tat unterlassen, ist mitunter ein größeres Unrecht, als eine schlechte begehen; es wird aber häufiger in der Welt ausgeübt, weil es meist unsichtbar ist.

—E—

Das Ende

Skizze von Hans von der Lippe.

Drinnen, unter den dürftigen Tuchlappen, denen man in ihrer Gesamtheit den stolzen Namen Zelt gegeben hatte, lag Dschafer Assad-Pascha. So wie ihn Mahmud hingelegt hatte, als er ihn auf dem Pferd vor sich aus dem Gefecht trug. Und dabei waren Mahmud die dicken Tränen über die braunen Backen gekollert, wenn er daran dachte, daß sein Pascha sterben könnte. Mit dem Finger hatte er fest auf das kleine Loch gedrückt, mitten auf Dschafer Assads Brust. Aber das Blut rieselte ihm wie ein dünner roter Faden zwischen den Fingern hindurch.

„Gott wird ihn retten!“ hatte Mahmud zuversichtlich gesagt. Aber in jähem Schreck hätte er den bewußtlosen Körper seines Herrn fast zur Erde fallen lassen, als er das schwache Lächeln sah, das um den bleichen Mund des Generals lag. Mit verschlafener Stimme rief er den Major herüber. „Er wird sterben, Effendim, inschallah!“ Und die Tränen fingen wieder an zu rollen.

Den Major Rustem Dschawid traf dieses Lächeln wie ein Keulenschlag. Ja, nun würde der Sultan seinen besten Reitergeneral verlieren; denn der Pascha lächelte, lächelte zum erstenmal, seitdem ihn Rusten Dschawid kannte . . .

Als sie mich, den Arzt, riefen, war es zu spät. Es wäre ohnehin keine Rettung möglich gewesen. Draußen standen die langen albanesischen Schützen herum, und das Zucken eines wahnsinnigen Schmerzes lief über ihre braunen Gesichter. „Rette ihn, Herr!“ Es war ihr Herr, ihr Bruder, ihr bester Kamerad, trotzdem er ein Giaur war.

Fast schien es, als ob das Leben schon entflohen sei. Da lag der schmale, hagere Körper des jungen Generals, kaum, daß sich die Brust unter schmerzenden Atemzügen hob. „Du siehst, er lebt noch. Rette ihn, Herr!“

Da schlug Assad die Augen auf, seine ernsten, traurigen Augen.

„Du bist es, Lutz?“ Er versuchte wieder zu lächeln, griff aber sogleich mit zuckenden Händen an die wunde Brust. „Das ist lieb von dir, daß du mir das Ende leicht machen willst . . .“

„Axel, ich bitte dich, so schlimm . . .“

„. . . ist das nicht, willst du sagen. Nein, es ist das beste und das, was ich schon lange erhoffe. Ist doch besser, als wenn man selbst Hand an sich legt, ja. Und nun gib mir ein wenig Kampfer, ich habe dir etwas zu sagen.“

Auf meinen Blick gingen die Leute hinaus, zögernd und mit traurigen Gesichtern. Dann tat der Stimulans seine Wirkung. Und das Lächeln kam wieder auf Dschafer Assads Gesicht.

„So jung sterben ist schlimm; das glaubt man so im allgemeinen!“ Er fuhr nervös mit den Fingern durch das sickernde Blut. „Und ich freue mich doch so auf den Tod, ja, Lutz. Es [illegible] du, was es heißt, hoffnungslos sein?“

Er nestelte an seinem Waffenrock und deutete auf die Generalsabzeichen. „Karriere — mag sein, daß das viel ist mit siebenunddreißig Jahren. Ich hätte Glück gehabt, sagt man; nein, Lutz, es war ein Scheitern, und eine Frau war schuld daran . . .“

Die Schmerzen kamen wieder, und ich gab ihm eine Einspritzung. Er sah mich dankbar an und drückte mir die Hand. „Es sieht aus, wie eine Indiskretion, eine Taktlosigkeit. Aber ich kann's nicht mit hinübernehmen, Lutz. Vielleicht hast du auch einen Nutzen davon . . Else Dumont . . .“

Wie unter einem grellen Schlaglicht lag plötzlich die Vergangenheit Axel Dschafer Assad-Paschas vor mir. Mit hellsehendem Blick des Sterbenden schien er den Vorgang in meinem Innersten zu empfinden.

„Ja, Lutz, die ich verflucht habe, und die ich nimmer vergessen kann . . . Lutz, wie nennst du eine Frau, der du eine unsagbare, wahrhaftige Liebe bringst, und die dich auslacht weil — du kein Geld hast?“

„Gemein!“ — Er nickte in kaum merklicher Zustimmung mit dem Kopf. „Ja, gemein; und wenn der, dem das passiert ist, sie immer noch liebt, dann nennst du das verrückt?“

„Ja, oder toll, das klingt besser. Ich ging damals, weil es einen Sprung gab in mir, der alles zerriß. Ging zum Sultan und wurde ein reicher Mann, wie im Märchen.“ Er richtete sich blitzschnell auf und sah mich mit flackernden Augen an. „Lutz, wo ist sie?“

Es lag mir auf der Zunge, es ihm zu sagen: an einem Geldsack verdorben. Aber ich zuckte nur mit den Achseln. „Ich weiß es nicht.“

Das schien ihn zu befriedigen.

Draußen drängten die Leute und wollten etwas erhaschen von ihm, ein letztes Wort.

„Wie geht es ihm?“ fragte Mahmud.

Der Wunde sah das und winkte ab. „Einen Augenblick, Kinder, dann nehmen wir Abschied . . .“

Und mit einem Ruck warf er sich herum und drehte mir das Gesicht zu, dieses Gesicht mit den traurigen, ernsten Augen. „Ja, Lutz, man soll ihr keine Anklageschrift daraus machen, aber — ich konnte, kann sie nicht vergessen. Nun hätte sie wohl mein sein mögen. Aber hätte ich wohl Achtung haben mögen vor ihr? Und die Liebe hat daran zugrunde gehen müssen . . . Ich war arm, nun bin ich reich; was liegt daran, ah . . .“

Die Qual zuckte über sein Gesicht; seine Augen waren groß und starr. „Ja, ich hasse sie, hasse sie, wie den Tod . . .“ Er flüsterte nur noch. „Und nun ruf mir die Leute, Lutz, ich will gehen . . .“

Ein Schluchzen ging durch den Raum, hart und wild. Der rasende Schmerz der von den Arnautenkämpfen hart gewordenen Männer kam zum Durchbruch mit elementarer Gewalt. Von jedem Zug ein Mann, traten sie vor den sterbenden General, ein leiser Händedruck, ein wehes Aufheulen wie das eines geschlagenen Hundes, dann gingen sie wieder, mit im Schmerz verkrampften Fäusten. Und kein „so Gott will“ kam mehr über ihre Lippen; nun würde es ein Rachekrieg werden.

Es war still im Zelt; nur das Röcheln des Todwunden klang unregelmäßig hin und wieder. Wie ein leuchtender Sonnenfleck senkt sich der große goldene Ordensstern auf der Brust des Generals. Mit einem stillen Lächeln schlug er die Augen auf und strich wieder darüber hin. „Das Höchste, was ich erreichen konnte, dieses Stückchen Metall — es sollte mich glücklich machen . . .“ Er sah sinnend vor sich hin, während die Schatten des Todes schon über ihm schwebten.

„Nun geh auch du, Lutz, nur auf einen Augenblick . . .“

Ich zögerte, ihn jetzt allein zu lassen, wo der Tod die Hand nach ihm streckte. Aber da kam wieder das alte, harte Glimmen in seine Augen. „Geh . . .“

In wenigen Minuten war ich wieder bei ihm. Lang lag er gestreckt, friedlich und lächelnd. Des Sultans tapferster General war tot . . .

Mein Fuß knirschte unter einem Stückchen Metall. Es war der Orden. Er schien heruntergefallen zu sein, unabsichtlich. Aber da, wo er gelegen auf der Brust Dschafer Assad-Paschas, lagen jetzt die wachsbleichen Finger, und sie umschlossen ein Bild; das Bild derjenigen, die er verachtete und nicht vergessen konnte . . .

. . . Dr. Hermann, der berühmte Chirurg, erhob sich aus seinem Sessel. „Das, meine Herren, war die Geschichte, die ich Ihnen noch schuldig war . . . Leben sie wohl! Ein Kranker wartet auf mich, dem ich durch meine Kunst Heilung von schwerem Leiden bringen soll . .“

Mit ruhigen, sicheren Schritten verließ er den Raum und ließ uns mit unseren Gedanken [illegible]